

Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

Jahrgang 33.

Grand Island, Nebr., 11. Oktober 1912 (Zweiter Theil.)

Nummer 9

Die Hölle der Toten

Von A. Oskar Mauchmann.

In den Nachmittagsstunden herrschte, wie üblich, am Pariser Triumphbogen ein lebhaftes Getöse der Wagen und Reiter, die vom Bois de Boulogne kamen oder dorthin strebten, um die herkömmliche Nachmittagsjour zu machen. Zwei Reiter auf eleganten Pferden kamen durch den Arc de Triomphe und boggen dann in die Avenue Montcau ein, um der Alma-Brücke zuzutreten. Als sie die Avenue Bosquet kreuzten, fuhr an ihnen rasch ein Fiaker vorüber.

„Geda, Bellanger!“ rief der eine der Reiter. „Haben Sie gesehen, wer in dem Fiaker saß.“

„Gewiß, mein lieber Freund Lavisse“, antwortete Bellanger, „es war unser Kollege Lubin, Camille Lubin, bis gestern einer der Maladore der Pariser Börse und seit heute früh ein Bankerottur oder eine gefallene Größe.“

„Soprissi!“ meinte Bellanger. „Ich hätte nicht geglaubt, daß Lubin den Weg aller Spekulantent gehen wird. Er war solide in seinen Unternehmungen, troh dem er viel mochte, und er hatte reichliche Reserven hinter sich.“

„Alle Spekulantent gehen denselben Weg ins Verderben“, lautete die Entgegnung, „früher oder später werden sie das Opfer ihrer Waghalsigkeit. Es treten immer unliebsame Zwischenfälle und unglückliche Umstände auf, durch die sie zu Falle kommen, sehr häufig ohne ihre Schuld. Auch Lubin hätte ein besetztes Schicksal verdient. Er wäre nicht zugrunde gegangen, wenn nicht der furchtbare Betrug, den das Bankhaus Bounard gegen die Börse und seine Klienten verübt hat, ihn mit hinein gerissen hätte. Was wollen Sie, lieber Kollege? Gegen Betrügerei ist niemand gesichert und kann sich niemand schützen. Bei Bounard soll Lubin drei Millionen Frank verloren haben. Das ist ein Schlag, den man so leicht nicht vermeidet. Er hat seine Reserven mehr.“

„Und was wird er beginnen?“

„Was Leute seiner Art beginnen, wenn sie in vorgerücktem Alter von solchem Unglück betroffen werden: er wird irgendwo unterzutiefen suchen. Er wird froh sein, wenn er eine bescheidene Stellung als Buchhalter oder Korrespondent vielleicht in der Provinz bekommt.“

„Und Sie meinen, er ist nicht mehr imstande, sich wieder emporzuarbeiten?“

„In seinem Alter nicht mehr, und vor allem nicht ohne Geld. Es ist sehr schwer, sich aus dem Sumpf herauszuarbeiten, wenn man da erst hineingekommen ist. Dazu gehört die Tatkraft und Unermüdbarkeit der Jugend, und Lubin ist in den fünfzigern. Für die Arbeit, die er leisten möchte, ist er nicht mehr geeignet. Nein, der kommt nicht mehr hoch.“

Die beiden Bankiers waren unterdes über die Alma-Brücke geritten, und hier, in dem ungeheuren Trudel des Verkehrs, verlor sich eine Unterhaltung von selbst. Als sie dann aber am südlichen Fuß der Seine weiterritten, kam die Unterhaltung wieder in Gang.

„Dieser Lubin, hat viel Glück gehabt, aber er ist auch vom Pech verfolgt worden“, begann Bellanger wieder, „der schwerste Schlag war für ihn der Tod der Frau, der vor zwei Jahren erfolgte.“

„Ja, er lebte sehr glücklich mit ihr, obwohl die Ehe kinderlos war“, entgegnete Lavisse. „Sie war eine Keckin von der Insel Martinique, die Tochter eines sehr reichen Plantagenbesizers, der Millionen mit seinen Zukunftsplänen verdiente. Den größten Teil ihres Vermögens verlor die Frau aber durch den Vulkanausbruch des Mont Pelé. Sie verlor unser Klima nicht und ist langsam dahingefahren.“

„Sie lebte sehr glücklich mit ihrem Gatten. Es war eine ideale Ehe, und ich glaube, Lubin hat den Schlag nie wieder verbunden, der ihn durch den Tod der Gattin traf.“

„Es war da mit dem Tode noch eine ganz eigentümliche Geschichte verknüpft, sagte Lavisse, „daß die ich mich jetzt erinnere. War da nicht ein sehr wertvolles Schmuckstück verloren gegangen?“

hätte, für den sie das Schmuckstück opferte. Auch Lubin muß so etwas zu Ohren gekommen sein, denn er war seit jener Zeit finster und verschlossen, selbst für seine Freunde nicht mehr zugänglich, und wahrscheinlich glaubte er auch an die Schuld der Frau.“

„Neufel auch, eine Frau, die für einen Geliebten eine Million opfert, ist natürlich ihrem Gatten nicht treu. Ist die Konfession Lubins schon heraus?“

„Nein, sie wird wohl erst morgen an der Börse verkündet werden.“

Die beiden Bankiers trennten sich, um nach Hause zu reiten. Unterdes war Lubin mit dem Fiaker in seiner Wohnung in der Avenue Bosquet angelangt. Hier bewohnte er ein kleines Schloß, eine Villa, mit allem Luxus eingerichtet, obgleich er seit dem Tode der Frau Gesellschaft, Verkehr, Lachen und Freude in der Villa nicht mehr zu finden waren.

Lubin lobnte den Fiaker ab, gab ihm Vestibül seinem Diener Hut und Stod und sah den eigentümlichen Blick, mit dem ihn der Diener musterte.

Alle die Leute, die sich gestern nach demütig vor ihm gebeugt hatten, seine Diener, sein Lieferant, seine Bekannten, sie wußten, daß er eine gefallene Größe und ein verlorener Mann war. Sie aile bangten wegen der Realisierung der Forderungen, die sie noch an ihn hatten.

Lubin ging nach dem Salon und setzte sich an das Fenster, das nach dem parlarigen Garten hinausging. Trug er denn die Schuld an dem Unglück, das ihn getroffen hatte? War nicht vielmehr der ungeheure Betrug, die unglückliche Gewissenslosigkeit jenes Bounard daran schuld, der durch wilde Spekulationen an der Börse sein eigenes ruhmloses Ende herbeigeführt und, als alles verloren war, zum Revolver gegriffen hatte?

Sollte Lubin seinem Beispiele folgen?

Nein, nein, er war ein ehrlicher Mensch, er hatte niemand betrogen. Er hatte noch ein Recht auf das Leben, allerdings auf ein sehr, sehr bescheidenes Dasein, das nun für ihn kam. Seine Borsensverpflichtungen waren nicht allzu groß, sie betragen vielleicht zwanzigttausend Frank. Die kamen aus dem Verkauf der Villa und seines Mobilars heraus. Auch alle die Leute, die noch Geld von ihm zu fordern hatten, die Lieferanten, die Dienerschaft, wurden vollkommen befriedigt. Für ihn blieben wenige tausend Frank. Von denen konnte er nicht leben; er mußte sich eine bescheidene Stellung suchen, und die hoffte er in der Provinz zu finden.

Niemand wurde durch ihn geschädigt, betrogen, um Hab und Gut gebracht; niemand wurde mit in sein Unglück hineingezogen.

Doch, eine Person wurde durch sein Unglück hart betroffen: das war die alte Negerin Dominica, die Pflegerin der verstorbenen Frau aus ihren Kinderjahren.

Monatelang hatte Lubin diese Negerin nicht gesehen. Sie hauste irgendwo in den Räumen der Villa, welche der Dienerschaft zugewiesen waren. Dort saß sie apathisch und murmelte von ihrer verstorbenen Herrin, die sie nicht als Frau, sondern als die kleine Leonie sah, welche sie als Kind auf den Armen getragen hatte.

Was fing Lubin mit der alten Dominica an? Er konnte sie nicht mit sich schleppen, wenn er sich eine neue bescheidene Existenz zu gründen suchte. Er mußte von dem Reste des Geldes, das ihm blieb, sie in ein Spital einkaufen. Auf die Straße konnte er sie nicht setzen; das wollte er nicht, und wenn er seinen letzten Frank hingeben mußte. Nein, nein, Dominica war gewissermaßen die letzte lebende Erinnerung an seine Frau; die alte, häßliche Negerin sollte nicht ins Elend gestochen werden.

Lubin erhob sich aus dem Fauteuil, in dem er am Fenster gesessen, und ging in sein Arbeitszimmer. Er wollte eine Aufstellung seiner Verpflichtungen machen und ungefähr berechnen, was bei dem Verkauf der Villa und des Mobilars herauskam.

Die dickbelaubten Bäume, die vor dem Fenster des Arbeitszimmers standen, erzeugten ein Halbblut in dem Raum.

Auf der dunklen Platte des Schreibtisches lag etwas Weißes — ein Brief.

Lubin nahm diesen Brief auf und ließ ihn entsetzt wieder fallen. Auf der Adresse des Briefes, der an ihn gerichtet war, standen die Schriftzüge seiner verstorbenen Frau.

Lubin seufzte tief auf, die Luft wurde ihm knapp. Er fuhr sich mit der Hand über die Stirn, als wolle er dort etwas verschreiben. Dann faßte er energisch nach dem Schalthebel der elektrischen Lampe, die auf seinem Schreibtisch stand, und ließ das Licht aufblitzen. Helles Licht verstreute Gespenster und Furcht.

Lubin setzte sich am Schreibtische nieder und betrachtete noch einmal den Brief, der nicht mit der Post gekommen war, denn er trug weder Marke noch Stempel. Das waren die Schriftzüge seiner Frau. „Herrn Camille Lubin“ stand auf der Adresse. Der Briefumschlag trug das Monogramm der Verstorbenen und war vergilbt.

Lubin öffnete ihn mit dem Brieföffner und entnahm ihm einige Seiten beschriebenen Papiers.

Es waren Tagebuchblätter, vor drei Jahren geschrieben:

„Camille geht mit sorgenvollem Gesicht herum; seine Spekulationen machen ihmummer. Welch ein unglückliches Geschöpf ist doch ein solcher Spekulant! Immer in Aufregung, immer in Sorgen, immer in Angst und Gefahr. Ich glaube, es gibt keine Frau, welche auf die Dauer die Seelenqualen und Sorgen eines Spekulantent ertragen könnte. Aber die Männer suchen diese Aufregung wie die Spieler, und die Spekulantent sind ja eigentlich nichts anderes als Spieler im großen Stil. Nur daß sie nicht mit Karten, sondern mit ihrem eigenen Schicksal spielen. Aber ich weiß gewiß, daß es niemals gelinget, einen Spekulantent von seinem Metier abzubringen. Eher kann man einen Menschen mit Erfolg sagen: „Ich nicht mehr und trint nicht mehr“, als daß man einem Spekulantent sagen könnte: „Hör auf, das Glück zu versuchen und alles, was du besitzt, auf eine Karte zu setzen.““

„Ich fühle es, ich werde sterben. Ich muß meinen armen Camille allein lassen, und ich weiß, daß er mich liebt und daß er meinen Tod schwer empfinden wird. Aber noch schrecklicher ist mir der Gedanke, daß ein Tag kommen kann, wo er nichts mehr besitzt, wo er arm, bekümmert sein wird, weil die Stunde des Verhängnisses für ihn kommen wird und kommen muß, wie für jeden Spekulantent. Wer wird dann da sein, der ihm die Sorgen von der Stirn kühlt, der sein Wangen streichelt und ihm gut zuredet, damit er den Mut zum Leben behält? Wer wird da sein, der ihn tröstet und ihm über die schreckliche Zeit hinweghilft, die nach dem Zusammenbruch kommen wird? Dieser Gedanke an die Zukunft ist das schrecklichste für mich und verbittert mir die letzten Lebens-tage.“

„Ich habe ein Mittel gefunden, um meinen Mann noch nach meinem Tode zu helfen. Nachts liege ich in fieberhaftem Schlaf, und im Traum ist mir dieser Gedanke gekommen. Ich besitze ein Halsband aus wunderbaren Brillanten im Werte von mehr als einer Million. Dieses Halsband ist mein freies Eigentum. Ich habe es heute in eine kleine, luftdichtschließende Stahlkapsel getan, habe diese verschlossen, das Schlüsselstück mit Wachs verklebt und habe meiner alten Wärterin Dominica diese Kapsel übergeben. Sie weiß nicht, was sich in ihr befindet; ich habe ihr gesagt, es handle sich um ein Amulett. Sie hat mir geschworen, daß sie diese Kapsel nicht in den Sarg mitgibt. Sie wird, wenn ich tot bin, mir diese Kapsel unter das Kopfkissen stecken, kurz bevor der Sarg geschlossen wird. Ich werde schriftlich den Wunsch hinterlassen, daß mein Körper einbalsamiert wird, und ich werde Dominica die Abschrift dieser Tagebuchblätter geben, damit sie sie meinem Gatten übergeben kann, wenn jemals die Katastrophe über ihn hereinbrechen wird. Ich fürchte, lange wird sie nicht zu warten brauchen. Dominica ist gesund und zähe; sie hat, wie alle Mitglieder ihrer Rasse, Anspruch darauf, hundert Jahre alt zu werden. Wenn sie erfährt, daß Camille arm geworden ist und alles verloren hat, soll sie ihm den Brief übergeben. Dann kann er meinen Sarg öffnen lassen, und er wird unter meinem Kopfkissen die Kapsel mit dem Halsband finden. Das bedeutet eine Million für ihn, und wenn nichts anderes, so doch die Möglichkeit, sich seinen Lebensabend zu sichern. Bei meinen Lebzeiten hätte ich es nie gewagt, ihm das Versprechen abzunehmen, daß er das Spekulieren läßt; aber vielleicht wird er der Toten dieses Versprechen halten, wenn er diese Zeilen gelesen hat und sieht am Abgrunde des Glendes und der Armut vorübergegangen ist. Aber noch im Jenseits wird sich meine Seele freuen, daß ich dem geliebten Manne helfen konnte nach meinem Tode.“

Spät am Abend erschien auf dem Friedhofe, auf dem sich das Mausoleum befand, das Camille Lubin für seine Frau hatte errichten lassen, der Borsenmann und hat den Totengräber, mit ihm nach dem Mausoleum zu gehen, um den Metallarg aufzuschrauben und zu öffnen, in dem die Leiche der Frau lag.

Der Totengräber entsehte sich zuerst vor dem Gedanken, die Ruhe der Verstorbenen zu stören. Aber Lubin erklärte ihm, er müsse etwas aus dem Sarge herausholen, was von unendlicher Wichtigkeit für ihn sei.

Beim Scheine einer Laterne stieg der Totengräber mit Lubin in die Gruft des Mausoleums, welche kühl und durch Abzugsöffnungen gut ventiliert war.

Die Verschraubungen, mit denen der Dedel des Sarges befestigt war, wurden gelöst.

Die einbalsamierte Leiche der Frau war zur Mumie eingetrodnet.

Mit zitternden Händen griff Lubin unter das Kopfkissen der Toten und fand die silberne Kapsel. Er nahm sie heraus, warf noch einen letzten Blick auf die Ueberreste des Weibes, das ihn bis über den Tod hinaus geliebt und an seine Zukunft gedacht hatte. Dann hob er mit dem Totengräber zusammen den Dedel wieder auf den Sarg und schraubte ihn fest.

„Ein Teufelsteil, dieser Lubin!“ sagte Bellanger, als er mit seinem Kollegen Lavisse einige Tage später durch die Avenue Bosquet an der Villa Lubins vorüberreite. „Er hätte also doch noch Reserven. Er lebte in der Wohnung, er kann ein behagliches Leben als Rentier führen. Er hat seine Schulden bezahlt, die nicht einmal allzu groß gewesen sind. Aber er hat seine Firma lösen lassen; er geht nicht mehr an die Börse.“

„Dafür ist er wöchentlich mehrmals in dem Mausoleum seiner Frau und vertritt dort seine Gebete. Meinen Sie nicht, daß der Mann etwas schwachsinzig ist? Wer treibt heutzutage noch einen Kultus mit einer toten Frau! Es gibt so viele lebende, schöne und interessante Frauen!“

„Ja, ein Sonderling war dieser Lubin immer; aber ein Glückspilz ist er auch. Weiß der Teufel, wo er die Reserven her hatte, die ihn vor dem Schlimmsten bewahrten.“

Trudes Freier.

Erzählung von Julius Rahmann.

„Hei-ra-ten?“

„Ja eben, hei-ra-ten.“

Es war eine Weile still zwischen den beiden; dann sagte der Fremde: „Der Respekt verbietet mir, Ihnen einen Vorschlag, der mir einfällt, zu unterbreiten.“

„Wenn es nicht gar zu arg ist, möchte ich ihn wohl hören“, meinte Trude; so energisch leuchtete in ihren Augen.

„Heiraten Sie mich, bitte, liebes Fräulein“, sagte er rasch. Purpurn flammte es über ihr Gesicht; sie wandte sich halb von ihm weg und sagte verweisend: „Mit so etwas scherzt man nicht.“

„Es soll bei Gott kein Scherz sein“, versicherte er eifrig. „Gestatten Sie, daß ich mich Ihnen endlich ordnungsmäßig vorstelle. Ich heiße Arnold Krug, bin Postassessor im fünften Jahr, gut gestellt, rasch von Entschluß und heiterem Gemüte.“

Trude nickte unwillkürlich bei dieser Rede.

Der Assessor deutete das zu seinen Gunsten und fuhr fort: „Sehen Sie, Fräulein Trude, zu einer Frau Pastor passen Sie doch nicht, oder können Sie sich eine solche, mit der Blicke auf den Anstand gehend, vorstellen? Ihr Kandidat kann ja eine andere heiraten.“

„So weit bin ich ja mit ihm auch noch nicht.“

„Nun also“, Treuherzig hielt er der jungen Dame die Hand hin.

Do mußte sie doch wieder lachen. „Sie sind unverbesserlich, Herr Assessor, und verpassen ganz, daß ich Sie erst seit einer halben Stunde kenne. Es scheint mir das ein hinreichender Grund zu sein, auf Ihren Vorschlag nicht weiter einzugehen.“

„Vorläufig“, warf er ein.

Ohne das zu beachten, fuhr sie fort: „Vater wird mich schon lange erwarten. Sie sind uns auch unerwartet und unangemeldet herzlich willkommen, zur Nacht können Sie Ihren Weg doch nicht fortsetzen, und da ich wenigstens einen Teil der Schuld trage, daß Sie hier eine Verzögerung hatten, so werde ich auch dafür sorgen, daß Sie sich bei uns wohl aufgehoben fühlen. Ich darf Sie aber wohl bitten, unser kleines Abenteuer als gemeinsames Geheimnis zu bewahren. Betreten Sie unfer-

heim als Vertreter, von mir aufgefessener Wanderer, dann bedarf es keiner weiteren Erklärung.“

Damit schlug Trude ein in die ihr noch immer entgegengehaltene Hand des Assessors, und beide schritten rasch der Fortmeisterei entgegen.

Vertau trat gerade aus der Tür, um nach seinem Töchterchen auszugehen.

Ehe noch Trude ihren Begleiter vorstellen konnte, schritt der Hausherr die kleine Freitreppe hinab und rief überrascht aus: „Wenn mich meine alten Augen nicht trügen, so ist das das Gesicht meines liebsten Studiengenossen, Sie müssen Krug heißen.“

„Sie haben recht, Herr Fortmeister“, entgegnete der Assessor angenehm berührt, „ich bin Ihnen also kein Fremder und darf so eher auf Verzögerung für mein Eindringen hier haften.“

„Was das anbelangt, junger Herr, so seien Sie unbesorgt; bei uns ist der Besuch nichts Seltenes und jederzeit willkommen, um so mehr, wenn es sich um den Sohn eines alten Freundes und um einen Berufscollegen handelt.“

Während die drei ins Haus traten, zapfte Fortmeister Vertau Trude leicht am Arm und flüsterte ihr zu: „Der Kandidat ist auch angekommen. Ehe Du ihn aber begrüßt, muß ich Dir noch etwas mitteilen.“

„Wo ist der Herr denn?“

„Auf seinem Zimmer.“

„Entschuldige einen Augenblick, Papa!“

Sie bat die gerade über den Hausflur gehende alte Vene, die seit vielen Jahren den fortmeisterlichen Haushalt führte, den Herrn Assessor auf eines der Gastzimmer zu führen und verabschiedete sich von ihm mit den Worten: „Jetzt zeigen Sie, daß Sie, rasch von Entschluß“ sind, mein Herr; in fünf Minuten ruft die Zerglocke zum Abendbrot.“

„Gut der Freier Deinen Beifall?“ wandte sie sich dann, als beide allein waren, dem Vater zu.

„Alles Übrige auf mein Wohlgefallen kommt es ja so sehr nicht an und, weilt Du, Trude, — auf Deines eigentlichen auch nicht.“

„Wie soll ich das verstehen, Papa?“

„Im — der Herr hat mir ein Geständnis gemacht.“

„Der macht auch Geständnisse?“

„Auch?“

„Ach so, davon vielleicht später; was sagte er denn?“

„Ja, dachte Dir, der arme Mensch kann Dich gar nicht heiraten. Er hat eine heimliche Braut, von der seine Mutter gar nichts weiß. Auf Drängen der Fortmeisterin ist er hierher gereist, nicht um um Dich zu werben, sondern um in uns beiden Bundesgenossen gegen seine Mutter zu finden. Er meint, leichtes Spiel zu haben, wenn Du ihn zum Beispiel nicht wolltest.“

„Die Geschichte wird ja immer komischer. Der Herr Kandidat läßt an Offenheit wirklich nichts zu wünschen übrig. Da der Herr mich ja gar nicht kannte, kann ich mich allerdings nicht getränkt fühlen. Aber, verzeih, liebes Märtchen, daß ich mich noch einmal in der Küche umsehe. Auf Wiedersehen bei Tisch.“

Nach kaum einer Viertelstunde waren alle im Speisezimmer der Fortmeisterei versammelt. Assessor Krug trat erst ein, als der Fortmeister Trude den Kandidaten vorgestellt hatte.

Er stuzte einen Augenblick auf der Schminke und eilte dann mit raschem Schritt und ausgestreckten Händen auf Schmidt zu.

„Mein Gott, Hans, jeden anderen hätte ich eher hier zu finden erwartet, als Dich.“

„Ja, das ist in der Tat ein wunderbares Zusammentreffen. Da kann ich Dir einen schönen Gruß von der Mutter und Anna gleich ausrichten. Wir sind gute Freunde,“ wandte er sich erklärend gegen Fräulein Trude und den Fortmeister, „und ahnen allerdings nicht, daß wir einander hier begegnen würden.“

Man setzte sich zu Tisch.

Während die beiden Herren von der Mutter des Kandidaten sprachen, flüsterte der Assessor seiner Nachbarin zu:

„Und diesen Hans Schmidt sollten Sie heiraten, Fräulein?“

„Ach, er will mich ja nicht“, bekannte sie freimütig und lachte herzlich dabei.

„Wenn ich gewußt hätte, daß gerade dieser Gottesgelehrte der Erwartete sei, hätte ich Ihnen das vorher sagen können.“

„Wenn ich gewußt hätte, mein Herr, daß er Ihnen solche Grüße von einem Fräulein Anni bringen würde, hätte ich Sie im Walde nicht so ruhig angehört.“

„Aber warum sollte er nicht? Anni ist doch meine Schwester.“

„Und die nennt der Herr so schlichtweg bei ihrem Vornamen?“

„Natürlich; sie ist doch keine bis jetzt allerdings noch heimliche Braut.“

„So ist das.“

„Ja und deswegen bitte ich noch einmal, Fräulein Trude, Sie hatten sich doch nun schon mit dem Brautgegenstand vertraut gemacht, seien Sie einmal recht lieb und —“

In dem Augenblicke wandte sich der Fortmeister den beiden zu und sagte: „Was wird denn dort so eifrig geflüstert? Können wir nicht teilhaben an der Heimlichkeit?“

Ein verlegenes Schweigen folgte, und gerade das drachte den alten Herrn auf die richtige Spur.

„Du sprachst vorhin von einem Geständnis, Trude“, fuhr er fort. „Blitzschnell fuhr sie in die Höhe.“

„Nicht ich, Papa, sondern Du gebrauchtest das Wort. Ich muß übrigens —“

Damit wollte sie fortteilen.

Der Assessor aber hatte rasch ihre Hand ergriffen und hielt sie fest.

„Ich war's, Herr Fortmeister, ich machte Ihrem Fräulein Tochter drücken im Walde das Geständnis, daß ich sie über alles liebe, und daß sie mich durch die Einwilligung, mein Weib zu werden, unendlich beglücken würde. Ich wiederhole meine Worte hier, mein Fräulein, und bitte zugleich um Einwilligung, Herr Fortmeister.“

„Donnerwetter! Haben Sie es eilig!“

Damit hand der Angeredete vom Tische auf und machte einen raschen Gang durch das Zimmer.

Trude hatte sich abgewandt; ihr holdes Gesicht lag im Schatten, aber an der zarten Wangenröbung funkelten Lichtstrahlen in den rinnenenden Tränenperlen.

Fast bestürzt sah es der so eifrig Werbende.

„Ist es so schwer“, fragte er leise, „um was ich bitte?“

„Das Schwerkste trifft mich, junger Herr“, antwortete kalt Trude der Vater. „Sie wollen mir meinen Sonnenschein, mein Töchterchen, entführen.“

Da umfing ihn Trude mit beiden Armen.

„Als Frau Pastorin hättest Du mich ja auch entbehren müssen, Papa. Der Herr Assessor gehört doch zur grünen Farbe, und wenn ich eine Oberförsterin werde, hast Du, lieber Vater, ein doppeltes Heim in Deinem und in anderem Walde.“

„Trude!“ Jubelnd rief es Assessor Krug und zog sie, die sich ihm nun bräutlich entgegenneigte, an seine Brust.

Dann wandten sich die beiden dem Fortmeister zu, der ihre Hände in einander legte.

Kandidat Schmidt, der mit Verwunderung den räschen Gang der Dinge verfolgte, hatte sich erhoben. Mit erhobenem funkelnden Kömer näherte er sich der Gruppe: „Jetzt darf ich getrost heimkehren und meiner Mutter gegenüber die Heimlichkeit meiner Brautpflicht aufgeben. Das Fortmeisterstüchlein bleibt ja als Schwägerin in der Familie. Ich trinke auf Dein und Deiner Liebsten Wohl, Arnold; möge Euer Glück blühen und wachsen und dauern, wie die Riesen des Waldes, unter deren Kronen Ihr Euch gefunden habt.“

Eine fürstliche Liebhaberei.

Der feinste Herr von Saragossa, Grande von Spanien, ist ein noch ziemlich junger Herr, der eine eigentümliche Liebhaberei hat: Er ist nämlich für sein Leben gern — Lokomotivführer. Rund um das ganze Gebiet eines seiner Güter hat er sich eine kleine Privatlokomotive bauen lassen, auf der er seiner Liebhaberei huldigt mit demselben Eifer, den andere auf irgend einen Sport verwenden. Aber er ist auch noch weiter gegangen: Er hat sich vor einigen Jahren bei der Direction der Nordbahn als Lokomotivführer beworben und den Wunsch geäußert, geprüft und wenigstens zeitweise zugelassen in den Dienst gestellt zu werden. Die Prüfung fand statt, und der Herr erwies sich als vollkommen lückeriger Maschinist. Seinem Wunsche mußte man nun schon aus Respekt nachkommen, und tatsächlich fungierte er seit dieser Zeit aemal wöchentlich als Führer des Expresszuges, der von Madrid nach der französischen Grenze geht. Natürlich kleidet er sich dabei wie jeder andere Lokomotivführer. Gar mancher Reisende hat ihn schon angeblickt, ohne zu ahnen, daß ein reicher Herr vor dem Feuer steht.

In dem letzten Jahre kosteten Zobelkelle in Russland bis zu \$200 das Stück.